

# Metamorphose und Morphologie Ovids Verwandlungen und Goethes Naturanschauung

Kloft, Hans

Veröffentlicht in:  
Abhandlungen der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft Band 64, 2011,  
S.77-97



J. Cramer Verlag, Braunschweig

## **Metamorphose und Morphologie**

### **Ovids Verwandlungen und Goethes Naturanschauung\***

HANS KLOFT

Charlottenburger Straße 11, D-28211 Bremen

Im März des Jahres 1829 schreibt Goethe an den Göttinger Privatdozenten und Botaniker Ernst Heinrich Friedrich Meyer (1791–1858):

... Ich verbrachte einige Monate auf dem Lustschloss Dornburg, wo man von blumenreichen Terrassen, umgeben von reichen Weingeländern und -stöcken, in eine Gegend hinabsieht, welche sich durch Fruchtbarkeit jeder Art dem Auge wie dem inneren Sinn empfiehlt. Hier lebt die Neigung zur Pflanzenwelt unmittelbar wieder auf, eine übermäßige Flora von Zierblumen weckte manchen guten Gedanken und die damals hoffnungsreich überdrängten Traubengeländer machten aufmerksam auf eine der wichtigsten Früchte...

Hiezu fügte sich nun die zufällige Kenntnis, dass man in Frankreich, besonders auch in Genf, auf die Maxime der Metamorphose aufmerksam geworden; ... und ich ward unter diesem allen wieder in den Kreis hineingezogen, in welchem ich so viele glückliche Stunden verlebt hatte.  
(MA XVIII.2, 1240)

Mit dem Stichwort Metamorphose kehrt der alte Goethe zu einem zentralen Thema seiner naturwissenschaftlichen Betrachtungen zurück, der Metamorphose der Pflanze aus dem Jahre 1790, die er in Dornburg 1829 sinnigerweise zu einem Aufsatz über den Weinbau und den Weinstock ausweiten will, ausgehend vom Knoten, der „das ganze System des Pflanzenwachstums“ enthält, die Wurzel, den Stock, Rebe und Ranken, Auge und Rinde betrachtend –

„genug, sie (sc. die Weinrebe) beweist sich endlich als ihre Säfte auf das Merkwürdigste verarbeitend, als eine Wohltäterin den beliebtesten Saft anbietend“. (MA XVIII.2, 392 und 395)

---

\* (Eingegangen 30.01.2012). Der Vortrag wurde am 11.03.2011 in der Klasse für Geisteswissenschaften der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft gehalten.

Hier steht man nun, verehrte Leser, wie Herkules am Scheidewege:

Soll man, von Dornburg kommend, den Weg zu *Goethe und der Wein* einschlagen, eine angenehme und heitere Wanderung, die unseren Dichter in die große Schar der literarischen Bacchus-Anhänger einreihet? Oder soll man sich auf den anderen, dornigeren und weniger begangbaren Weg begeben, der da heißt: *Goethe und die Naturwissenschaften*, seine Beschäftigung mit der Biologie, der Optik, der Mineralogie ins Auge fassend, die ihn als allseits Interessierten und Gebildeten ausweist, weit über den Status eines Dilettanten hinaus?

In dieses breite naturwissenschaftliche Spektrum gehören die Abstrakta Metamorphose und Morphologie präzise hinein und ihnen wollen wir uns im folgenden zuwenden.

Die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes stehen für den Literaturwissenschaftler und den Liebhaber Goethischer Poesie in der Regel an zweiter Stelle. Aber man verrät kein Geheimnis, wenn man behauptet, dass Goethe selbst seine naturwissenschaftlichen Studien nahezu gleichwertig seinem dichterischen Schaffen einschätzte. Und wichtiger noch: Er hat in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten auf der einen und der Poesie auf der anderen Seite keine Gegensätze gesehen. Viele seiner schönsten und tiefsinnigsten Gedichte sind ohne den naturwissenschaftlichen Hintergrund kaum verständlich.

# I

Das gilt bekanntlich besonders für seine **Farbenlehre**, die vor ziemlich genau 200 Jahren erschienen ist und auf die deshalb in unserem Zusammenhang kurz einzugehen ist, weil sie Goethes Methode, seine umfängliche, von großer Emphase getragenen Analyse recht deutlich vor Augen führen. Sie ist im Goethischen Sinne eine Wahrnehmungswissenschaft und in dieser Hinsicht nach wie vor aktuell. Sein großer Widersacher Isaac Newton hatte im 17. Jahrhundert durch ein Prisma das weiße Sonnenlicht in verschiedenfarbige Segmente, regenbogenfarbig von Blau bis zum Rot reichend, zerlegt und damit Grundlagen der Optik geschaffen, durch Refraktion, wie Goethe die Brechung genannt hat. Goethes Ausgangspunkt war anders. Er kam vom Sehen, nicht vom physikalischen Experiment, und da erschien ihm das Licht als homogene, nicht zusammengesetzte Einheit, als ein Urphänomen, das durch Trübung, indem es durch andere Medien wie Luft, Wasser und feine Materie hindurchgeht, Farben erzeugt, wie Goethe sagt „Die ganze Chromatik entwickelt“. Wie die Brechung für Newton, so ist für Goethe die Trübung die zentrale Kausalität für die Farbgebung, anders formuliert: „Die Lehre von den trüben Mitteln ist für Goethe die Grundlage seiner Farbenlehre“. (Magnus 1906, 224, Hofmann 2001, 195)

Goethe hat auf der Grundlage seiner Naturerfahrung und seiner Experimente eine konträre bzw. komplementäre Farbsequenz ermittelt, die von Gelb über

Rot, Purpur, Blau bis zu Türkis reicht. Die sinnliche Erfahrung durch die Augen werden durch den eigens konstruierten apparativen Aufbau und dessen Ergebnisse bestätigt, die er selbst für epochemachend hält. Am 2. Mai 1824 notiert er seinem Adlatus Eckermann:

Um Epoche in der Welt zu machen..., dazu gehören bekanntlich zwei Dinge; erstens, dass man ein guter Kopf sei, und zweitens, dass man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbt die französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtischen Lehre zuteil geworden. (MA X, 994)

Das ist nun bei Gott kein unbescheidener Vergleich, durch den Goethe seine optisch-physikalischen Ergebnisse ins rechte Licht setzt.

Beides ist ihm und uns dabei wichtig: Der sinnliche Eindruck, der beim Augensmenschen Goethe durchaus an erster Stelle steht, aber dann auch die experimentelle Überprüfung, die das empirische Phänomen zu einem wissenschaftlichen macht. In einem Gedicht aus den *Zahmen Xenien* von 1827 hat Goethe seine Prioritäten gegenüber Newton klar auf den Begriff gebracht:

„Freunde flieht die dunkle Kammer  
Wo man euch das Licht verzwickt,  
Und mit kümmerlichstem Jammer  
Sich verschrobnen Bildern bückt.  
Abergläubische Verehrer  
Gab's die Jahre her genug,  
In den Köpfen eurer Lehrer  
Lasst Gespenst und Wahn und Trug.  
Wenn der Blick an heitern Tagen  
Sich zur Himmelsbläue lenkt,  
Beim Siroc der Sonnenwagen  
Purpurrot sich niedersenkt,  
Da gebt der Natur die Ehre,  
Froh, an Aug' und Herz gesund,  
Und erkennt der Farbenlehre  
Allgemeinen ewigen Grund.“ (MA X, 1001)

## II

Es ist nun ganz entscheidend für Goethes auch experimentelle Analyse des Lichtes und der Farbe, dass sie zurückgebunden werden an die menschliche Physis und die Spiegelungen des Lichtes sich auf analoge somatische Befindlichkeiten beziehen lassen. „Entoptische Farben“ gewinnt er in einem Experi-

ment des Jahres 1817 durch Spiegelung der Atmosphäre auf einen zunächst erhitzten, dann erkalteten Glaskörper und kann dabei typische Farbspiele *innerhalb* des Glases ausmachen: Ent-optisch, im Unterschied zu di-optisch oder par-optisch, also Farben, die sich durchgängig bzw. als „Beipack“ zeigen. Spiegelung ist das Stichwort, das den Schlüssel für menschliche Begegnung abgibt.

### Entoptische Farben An Julien

- |  |  |
|--|--|
| 1. Laß Dir von den Spiegeleien<br>Unser Physiker erzählen,<br>Die am Phänomen sich freuen,<br>Mehr sich mit Gedanken quälen.         | 4. Schwarz wie Kreuze wirst du sehen,<br>Pfaugen kann man finden;<br>Tag und Abendlicht vergehen<br>Bis zusammen beide schwinden.                      |
| 2. Spiegel hüben, Spiegel drüben,<br>Doppelstellung auserlesen;<br>Und dazwischen ruht im Trüben<br>Als Kristall das Erdewesen.      | 5. Und der Name wird ein Zeichen,<br>Tief ist der Kristall durchdrungen;<br>Aug' in Auge sieht dergleichen<br>Wundersame Spiegelungen.                 |
| 3. Dieses zeigt, wenn jene blicken,<br>Allerschönste Farbenspiele,<br>Dämmerlicht das beide schicken,<br>Offenbart sich dem Gefühle. | 6. Laß den Macrocosmus gelten,<br>Seine spenstischen Gestalten!<br>Da die lieben kleinen Welten<br>Wirklich Herrlichstes enthalten.<br>(MA XIII 1,160) |

Die Farbspiele im Mikrokosmos sind das eine; das andere die Spiegelung der Augen im menschlichen Blickkontakt, die ein Inneres, ein „Herrlichstes“, wie Goethe sagt, offenbaren, das man bestenfalls erahnen kann. Im west-östlichen Divan, in dem großartigen Schöpfungsgedicht „Wiederfinden“, ist es zunächst das Licht und dann die Morgenröte, die das Chaos, die Entzweiung der Elemente überwindet und so das Bild abgibt für ein „Sich Wiederfinden“ zweier liebender Menschen. Erst Licht und Farbe lassen den Menschen die Welt sehen, **schauen**, wie Goethe sagt, ein Begriff, der das Erkennen mit Herz und Verstand meint und den Bezug auf den Menschen, das geliebte Gegenüber, einschließt.

### Wiederfinden

Auf tat sich das Licht! sich trennte Scheu die Finsternis von ihm, Und sogleich die Elemente Scheidend auseinander fliehn. Rasch, in wilden wüsten Träumen, Jedes nach der Weite rang, Starr, in ungemessnen Räumen, Ohne Sehnsucht, ohne Klang.	Stumm war alles, still und öde, Einsam Gott zum ersten Mal! Da erschuf er Morgenröte, Die erbarmte sich der Qual; Sie entwickelte dem Trüben Ein erklingend Farbenspiel, Und nun konnte wieder lieben, Was erst auseinanderfiel. (MA XIII, 1, 145)
---	--

Es war der Maler Philipp Otto Runge (1777–1810), der Goethes Farbenlehre für sein Werk fruchtbar zu machen wusste und in seinem Zyklus „Die vier Jahreszeiten“ (1808) Goethes Lehre von der Farbe und ihrer „sinnlich-sittlichen Wirkung“, wie es in der Farbenlehre heißt, ziemlich nahe kam.

### III

Drei Gesichtspunkte sind es, die für unsere weiteren Überlegungen wichtig sind: Am Anfang steht die sinnliche Erfahrung der Farben, die Aufnahme der Naturereignisse, *das Sehen*, welches in einem zweiten Schritt auf rationalem Wege systematisiert, griechisch gesprochen theoretisiert wird; denn *theoria* meint den Schritt vom sinnlichen Anschauen zum Konzept eines Allgemeinen, eines Typischen, das dann in gesteigerter Form als ein reines oder, wie Goethe später sagt, als Urphänomen erkannt werden kann. Und zum Dritten wird in die Phänomene und Gesetzmäßigkeiten des Makrokosmos der Mikrokosmos, der Mensch einbezogen. Es ist, wenn man es einmal so bezeichnen darf, eine anthropologische Kehre, die im Falle der Farbenlehre vom Sehen auf das Auge erweitert und das Auge zum Spiegel der Seele und des inneren Menschen wird.

Wäre nicht das Auge sonnenhaft,  
wie könnten wir das Licht erblicken?  
Lebt nicht in uns des Gottes eigene Kraft  
Wie könnt uns Göttliches entzücken?  
(MA X 20 und 1079f.)

Die Kommentatoren machen mit Recht darauf aufmerksam, dass in der Konvergenz von Innerem und Äußerem, vermittelt durch das Auge, Goethe auf den Spätplatoniker Plotin zurückgreift, den er in lateinischer Übersetzung benutzte:

Neque vero oculus unquam videret solem, nisi factus solaris esset. Neque rursus animus, nisi factus sit pulcher, ipsam pulchritudinem intuebitur. Efficiatur ergo divinus sive deiformis quilibet et pulcher, nisi modo deum sit et pulchrum inspecturus.  
(Grumach II 820)

### IV

Mit der Suche nach dem Reinen bzw. dem Urphänomen berühren wir nun unser zentrales Thema, Goethes **Gestaltlehre**, die er selbst Morphologie genannt hat und eine allgemeine naturwissenschaftliche Typologie intendiert; sie reicht freilich auch wieder weit über die Naturwissenschaften, über Botanik, Anatomie

und Meteorologie hinaus, die für sein Suchen nach dem Urphänomen, der Urpflanze, dem Urtier Ausgangsbasis bildeten. An dieser Stelle sind einige Begriffsklärungen hilfreich.

**Morphé** – die Gestalt, bezeichnet einen grundlegenden Terminus der antiken, speziell der aristotelischen Naturphilosophie (Höffe 369f.). Ausgehend von der äußeren Gestalt bezieht Aristoteles morphé auf die innere Prägung (im Sinne des häufiger verwandten Eidos, die der Materie Hyle, die bestimmende Form gibt). Sie ist damit, wie man gesagt hat, ein ontologisches Prinzip, das der amorphen Masse nicht nur ihre unverwechselbare Identität gibt, sondern auch Anschaulichkeit und Schönheit. Wie amorphos gestaltlos, in einem weiteren Sinne hässlich, Hässlichkeit bedeuten, so verbindet sich mit morphé Ansehnlichkeit und Schönheit. Schönheit hat Gestalt, besitzt Konturen. Dies ist nun echt griechisch gedacht und kommt dem Sinnenmensch Goethe kongenial entgegen, der den antiken Gedanken zu einer umfassenden Weltsicht erweitert. In den Urworten Orphisch, auf die später noch einmal ausführlicher zurückzukommen ist, heißt es:

Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt  
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Geprägte Form – Die Wortverbindung nimmt eine Terminus der Münzherstellung auf: Charakter – bzw. charaxis bedeuten im Griechischen sowohl den oberen Prägestempel wie auch das geprägte Stück, den aktiven Vorgang wie das Ergebnis, das Münzbild, das sein unverwechselbares Aussehen, seine Form durch den Aufdruck erhält. Aber Goethe handelt in diesem Gedicht „Daimon“ nicht von der unbelebten Natur, sondern vom menschlichen Individuum und seiner Grundmatrix, die lebend sich entwickelt – ein unverkennbares Spannungsverhältnis zwischen Statik und Dynamik, wie sie die organische, einschließlich der menschlichen Natur aufweist.

In diesem Vers aus den Urworten verdichtet sich Goethes Vorstellung von der **Morphologie** in einzigartiger Weise: Sie ist die Lehre von der organischen Bildung und Umbildung, die also die Verwandlung, die Metamorphose als Gestaltungsprinzip einschließt. Goethes lebenslange Anstrengungen, in den verschiedenen Wissenschaftszweigen Entwicklungsformen und Gesetzmäßigkeiten auszumachen und durch Vergleich zu typischen Formen zu gelangen, die in ihrer höchsten Steigerung ein Ur- oder reines Phänomen erahnbar machen, diesen Weg können wir hier im einzelnen nicht gehen. Botanik, Anatomie, mit der ihr verbundenen Osteologie (also der vergleichenden Knochen- und Schädellehre), Geologie und Meteorologie – es ist nicht nur das weitgespannte Interesse, das uneingeschränkte Bewunderung abnötigt, sondern sein Impetus, die Naturmaterie geistig zu durchdringen und auf den Begriff zu bringen. Man hat Goethes methodisches Vorgehen in einem Viererschritt zu gliedern und zu erklären versucht (Ballauff 200ff.).

- Zum Beginn die lebendigen Bildungen zu *erkennen*
- Sodann die Teile im Zusammenhang zu *erfassen* und durch Vergleich zu *typisieren*
- Die aufgefundenen Phänomene als Ausdeutungen eines Inneren zu *begreifen*; und schließlich
- Das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu *beherrschen*

Man mag sich an dem hier gewählten Ausdruck „beherrschen“ stoßen, wiewohl es um ein anschauliches Beherrschen geht, ein sinnliches Begreifen, das mit Zwang und Gewalt, die man normalerweise mit der Herrschaft verbindet, nichts zu tun hat. Die Morphologie Goethes ist, wie man gesagt hat ein „deskriptiv - strukturelles Methodenparadigma“ (J. Mittelstraß), das von einer kausal forschenden und funktional ausgerichteten Naturwissenschaft weit entfernt ist, weit entfernt vom schon genannten Newton wie auch von Charles Darwin und seiner, die Zukunft beherrschenden Evolutionstheorie; dagegen ist Goethe durchaus nahe bei Linnés Klassifizierung der Pflanzen, die Goethe dankbar für seine eigenen Arbeiten benutzt und weiterentwickelt hat (MA XII 62ff., XVIII 2, 450f., Magnus 1906, 75ff.).

In Ergänzung des oben genannten Viererschemas ist es nun für Goethe ganz bezeichnend, dass er das anschauliche Begreifen von Naturgegenständen auch poetisch umgesetzt hat, eine gekonnte dichterische Form, die seine späten Naturgedichte mit zu den schönsten und tiefsinnigsten macht, die er geschaffen hat.

Die entoptischen Farben und ihren chromatischen Hintergrund haben wir oben erwähnt. Goethes Gedicht auf Schillers Schädel und seine Deposition im Jahre 1826 (MA XIII 1, 189 und 739f.) verarbeitet anatomisch-osteologische Kenntnisse, stellt sich im letzten als ein Gleichnis Gott-Natur dar. Die Naturphänomene, eben auch den Knochenbau und die Schädelform, erweisen sich als eine Offenbarung des Göttlichen, das in den erkannten Formen „erahnbar“ wird. Die Natur ist ihm, dabei in der Nachfolge Baruch Spinozas (1632–1677) stehend, das heilige Buch, dessen Grundlinien man zwar erschauen, aber nie ganz entschlüsseln kann. Von daher ist es verständlich, dass eine jüngere, umfängliche Untersuchung mit dem Titel „Goethes Theologie“: als Schlusskapitel „Goethes Schweigen“ setzt und im Verstummen eine Antwort, eine letzte Auskunft auf letzte Fragen sieht (Hofmann).

## V

Wie die Morphologie, so ist auch die **Metamorphose** eine Chiffre für naturhafte Vorgänge, für Veränderungen und Umbildungen auf nahezu allen Feldern. In der meta-morphosis (inhaltlich verwandt mit dem bei Aristoteles gebrauchten



Begriff metabasis) fassen wir das Übersteigen, den Übergang in einen anderen Aggregatzustand, bis hin zu seiner existentiellen Veränderung. Der lateinische Begriff *transfiguratio* übersetzt diese weite Bedeutung nur unzulänglich. Für Goethe war Metamorphose eine universale Chiffre. Vom englischen Naturwissenschaftler Luke Howard (1772–1864) hatte er sich zur Skizzierung einer **Wolkenlehre** anregen lassen und damit einen Beitrag zur Meteorologie, zur Klimaforschung seiner Zeit geliefert, die um 1800 viel diskutiert wurde.

Die Wolken, schon bei Aristophanes Gegenstand literarischer Gestaltung, werden ihm Symbol für die Metamorphose der Formen wie für das immerwährende Aufsteigen, Steigerung, Emporstreben und das sich Auflösen. Er verbindet diese Sequenz mit den Wolkenformationen Stratus-Kumulus-Zirrus und Nimbus. Kupferstich und Gedicht halten die Grundlehren des Dichters eindrucksvoll fest.

### *Stratus*

Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan  
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,  
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,  
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint:  
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,  
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

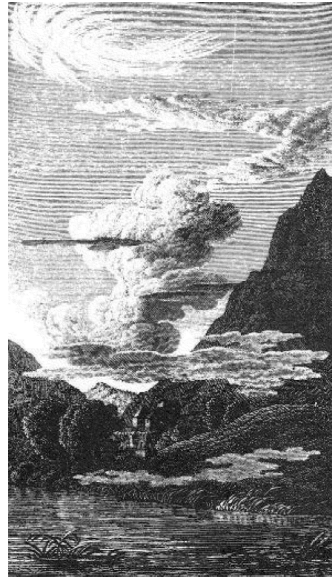
Dann hebt sich's wohl am Berge, sammelnd breit  
An Streife Streifen; so umdüstert's weit  
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,  
Ob's fallend wässert oder luftig steigt.

### *Cumulus*

Und wenn darauf zu höherer Atmosphäre  
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,  
Steht Wolke hoch, zum herrlichsten geballt,  
Verkündet, festgebildet, Machtgewalt  
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,  
Wie's oben drohet, so es unten bebt.

### *Cirrus*

Doch immer höher steigt der edle Drang!  
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.  
Ein Aufgehäuftes, flockig lös't sich's auf,  
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.  
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,  
Dem Vater oben still in Schoß und Hand.



Schematische Wolkendarstellung von L. Heß (MA XII 469)

### *Nimbus*

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt  
Herabgezogen, was sich hoch geballt,  
In Donnerwettern wütend sich ergeh'n,  
Heerscharen gleich entrollen und verweh'n!  
Der Erde tätig-leidendes Geschick!  
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick!  
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt:  
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.  
(MA XII 612 und 1058ff.)

Die Metamorphose, die Goethe in seine meteorologischen Studien (1815–1820) zu erkennen glaubt, hat ihn von Jugend an beschäftigt und bildet, wie schon angedeutet, das dynamische Element in seiner statischen Gestaltlehre. Auch hier ist es geboten, den antiken Horizont aufzuzeigen, um seine Übernahme wie auch seine selbständige Umformung eines antiken Substrates deutlich werden zu lassen (Grumach I 384f.).

Goethe hat, wie er in Dichtung und Wahrheit berichtet, Ovids **Metamorphosen** schon in frühester Jugend gelesen und in den letzten Lebensjahren (1829–1831)

mehrfach auf den römischen Dichter zurückgegriffen. Philemon und Baucis im zweiten Teil des Faust nehmen das Bild der einfachen und glücklichen Alten aus den Metamorphosen Ovids (VIII 616ff) auf und machen sie zu Opfern von Faust's rücksichtslosem Kolonisierungswerk, wenn man so will, eine tiefsinnige, zerstörerische Umwandlung und damit das genaue Gegenteil der stimmungsvollen Metamorphose bei Ovid, bei dem Philemon und Baucis zur Eiche und zur Linde werden.

Nun hat Ovid die Metamorphosen, die Goethe ein Leben lang begleitet haben, als Typus und als Vorgang nicht erfunden. Im Griechischen ist die Verwandlung göttlicher Wesen in Tiere, Pflanzen und Steine uralt, ein Stück Volksglauben, welche die Göttermythen bestimmen. Der Göttervater Zeus nimmt Stiergestalt an und zeugt mit der Königstochter Europa den Minos. Poseidon vereinigt sich als Hengst mit der in eine Stute verwandelten Demeter, eine Vereinigung, aus der das Urpferd Areion entspringt. Hera, die kuhäugige, boopis, wie sie Homer nennt, trägt das ihr zugeordnete Tier im Namen. Auch Io, Heras Priesterin, wird in Kuhgestalt von Zeus geschwängert. Als Muster der Verwandlung gelten Dionysos und Proteus, der urzeitliche Wassergott, der bei Homer zu Löwe, Schlange, Panther, zur Wasserflut und zum Baum werden kann, ehe er in ursprünglicher Gestalt dem Odysseus die Weissagungen erteilt, die er für seine Heimkehr braucht (Hom. Od. 4,382ff.).

Die romanhafte Ausgestaltung der Metamorphosen, wie sie der „goldene Esel“ des Apuleius aus dem 2. Jh. n. Chr. bietet, in welchem der Held als verwandelter Esel viele Abenteuer besteht und endlich als Isismyste seine Erlösung, seine Palingenesia, erlangt, verarbeitet hellenistische Vorbilder, die uns nur in Umrissen greifbar sind.

Der späte Goethe hat 1828 dieses „naive“ Weltverständnis in den Zusammenhang seiner Lehre von der Metamorphose der Pflanze gestellt. Ich zitiere seine Notizen aus dem Tagebuch:

- „Früheste, lebhafteste, tüchtige Sinnlichkeit finden wir immer sich zur Phantasie erhebend. Sogleich wird sie produktiv anthropomorphisch, Felsen und Ströme sind von Halbgöttern belebt, Untergötter endigen unterwärts in Tieren: Pan, Faune, Tritone. Götter nehmen Tiergestalt an, ihre Absichten zu erfüllen, welche Fabeln sind die ältesten dieser Art...Bei Ovid ist die Analogie der tierischen und menschlichen Glieder im Übergang trefflich ausgedrückt“ (MA XVIII 2, 404f. und 1246).

Und dann kommt Goethe von den poetischen Metamorphosen auf die Pflanzen zu sprechen:

- Auf *Daphne*, die angesichts des ungestümen Werbens des Apollo bei Ovid zum Lorbeer mutiert, mit einer eindrucksvollen Schilderung des Übergangs von der menschlichen in die pflanzliche Sphäre, wie sie Goethe rühmend erwähnt.

- Auf *Myrrha*, die assyrische Königstochter, die unwissentlich von ihrem Vater geschwängert und Mutter des Adonis wird; von diesem Erzeuger verfolgt, verwandelt sie Zeus in den Myrrhenbaum, dessen Harz die Tränen der Königstochter bedeuten.
- Auf den schönen Jüngling *Hyazinth*, den Liebling Apollos, der durch einen unglücklichen Diskuswurf zu Tode kommt und aus dessen Blut auf Geheiss Apollos die schöne Blume spriesst
- Auf *Narziss*, den wunderbaren Sohn der schönen Nymphe Liviope, den seine unerfüllte Eigenliebe zum Selbstmord treibt und dessen entseelter Leib zur Blume wird.
- Schließlich auf *Clitia*, die Tochter des Oceanus, die nach unglücklicher Liebe zum Sonnengott in den Heliotrop, die Sonnenwende, verwandelt und vom Gott mit duftendem Nektar versehen wird.

Sie alle nennt Goethe „unschätzbare Konzeptionen“, die ihn von der Poesie auf *sein* Thema führen, die Metamorphose der Pflanzen, hier exemplifiziert am Weinstock, dessen Knoten bereits den Baustein künftiger Vegetation enthält. Was ihn bei seinen vielfältigen botanischen Beobachtungen und Versuchen umtreibt, sind die Gesetzmäßigkeiten, die Typenbildungen, die schon während seines Italienaufenthaltes 1787 die Frage nach einer Urpflanze virulent werden ließen. Regelmäßige Entwicklung, Anomalien, zufällige Veränderungen der Pflanzen (MA XII 2, 930ff.) bilden Gesichtspunkte, die eine dauernde, tagtägliche Überprüfung und genaueste Beobachtung erforderten; und so kann er in der ersten Fassung der Schrift von 1789/90 feststellen:

#### Rückblick und Übergang

„Und so wären wir der Natur auf ihren Schritten so bedachtsam als möglich gefolgt; wir hätten die äußere Gestalt der Pflanze in allen ihren Umwandlungen, von ihrer Entwicklung aus dem Samenkorn bis zur neuen Bildung des selben begleitet, und ohne Anmaßung, die ersten Triebfedern der Naturwirkungen entdecken zu wollen, auf Äußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und eben dasselbe Organ nach und nach umbildet, unsre Aufmerksamkeit gerichtet. Um den einmal ergriffenen Faden nicht zu verlassen, haben wir die Pflanze durchgehends nur als einjährig betrachtet, wir haben nur die Umwandlung der Blätter, welche die Knoten begleiten, bemerkt, und alle Gestalten aus ihnen hergeleitet...“. (MA VI 1, 881f.)

## VI

In seinem großen Lehrgedicht: „die Metamorphose der Pflanzen“ aus dem Jahre 1798, der Versuch dem Anschauen der Natur eine, wie er sagt, wo nicht poeti-

sche, doch „rhythmische Darstellung“ zu geben, kleidet er das organische Wachsen der Pflanze in eine Hommage an Christiane Vulpius, unverkennbar mit erotischem Anstrich und das liebevolle Verhältnis zweier Menschen in den allgemeinen Entwicklungsgang der Natur einbindend; auf diese Weise fügt er Poesie, Naturwissenschaft und eigene Individualität zu einem harmonischen Ganzen. Dort heißt es am Schluss:

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,  
 Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.  
 Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,  
 Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.  
 Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,  
 Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.  
 Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,  
 Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!  
 O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft  
 Nach und nach in uns holde Gewohnheit entspross,  
 Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,  
 Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.  
 Denke, wie mannigfach bald die, bläde jene Gestalten,  
 Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!  
 Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe  
 Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,  
 Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschauen  
 Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.  
 (MA VI 1, 16f.)

Goethe hat den Gedanken eines Bauplans der pflanzlichen Entwicklung dann auch auf die Tierwelt erweitert und 1795 einen ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie, geliefert. Hier entwickelt er ein Schema, das durch Vergleich einen allgemeinen Typus erkennen lässt, der auf Variabilität von Kopf, Mittelteil („Rumpf“) und Hinterteil („Hülsorgan“) beruht, ein Schema, das für alle Wirbeltiere und die höheren Wirbellosen (wie Insekten, Crustaceen, Würmer) gelten soll. Auf diese Trias sieht er alle Funktionen des tierischen Organismus verteilt (MA XII 120ff.)

Seine Erkenntnisse verarbeitet er in einem weiteren Lehrgedicht: Metamorphose der Tiere (oder Athroismos), das im Dialog von Statik und Dynamik den jeweiligen Typ, gleichsam die Konkretisierung des tierischen Urtyps erkennen lässt.

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen“ und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.

„So ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen  
 Welche dem Körper gebürt, es sei nun schwächlich und zahnlos  
 Oder mächtig der Kiefer, gezahnt, in jeglichem Falle  
 Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung“  
 (MA VI 1, 17, V. 14–18)

Am Schluss wird das denkende und erkennende Subjekt angesprochen und in die Verpflichtung genommen

„Freue Dich, höchstes Geschöpf der Natur, Du fühlst Dich fähig  
 Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,  
 Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke  
 Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse  
 Daß Du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewissheit.“  
 (MA VI 1, 19, V. 57–61)

## VII

In die „Metamorphose der Tiere“ ist mittelbar auch die organische Typologie des Menschen eingeschlossen, aber die menschliche Individualität geht in der anatomischen Form nicht auf. Und so hat man die 1817 entstandenen „Urwortorphisch“, die Goethe bewusst an den Schluss der Neuausgabe seiner morphologischen Schriften setzt, nicht ganz zu unrecht als „Metamorphose des Menschen“ bezeichnet. Nun lässt sich der gelehrte Hintergrund der „Urworte“, die nicht zufällig an das Urgestein, die Urpflanze, das Urtier, das Urphänomen erinnern, an dieser Stelle nur ansatzweise, auf unser Vorhaben bezogen, rekapitulieren. Sie sind nicht nur für Goethes Weltanschauung, sondern auch für seine Umwandlung und Neuinterpretation antiker Vorlagen von zentraler Bedeutung (Grumach II 710).

Die „Urworte“ übersetzen die „Hieroi Logoi“, die dem sagenhaften Sänger Orpheus zugeschrieben wurden und die in dem heftigem Streit um das Wesen der antiken Mythologie, welche mit dem Namen Gottfried Hermann (1772–1884) und Friedrich Creuzer (1771–1858) verbunden ist, eine bedeutsame Rolle spielten (MA XI 1, 526f.). Die zeitgenössische Philologie hatte im Rückgriff auf die Saturnalien des Macrobius (Sat. I 19,17) vier menschliche Grundkräfte namhaft gemacht, welche dem Menschen bei der Geburt beistehen.

- **Daimon**, verwandt dem platonischen Daimonion, als individuelles Schicksal, als innerer Bauplan, bei Macrobius gleichgesetzt mit der Sonne .
- **Tyche** als Geschick, als das, was dem Menschen zufällt, von Macrobius mit dem Mond, Luna, identifiziert.

- **Eros** als zeugende und zuneigende göttliche Macht, die sich, so Macrobius, im Kusse zeigt.
- **Ananke** als die äußere Notwendigkeit, die dem Individuum Schranken setzt und durch einen Knoten, Nodus, symbolisiert wird.

Diesem Quartett hat Goethe als fünfte Kraft die Hoffnung, Elpis, beigegeben. Sie soll den Menschen über seine Bedingungen hinausheben und ihn über Raum und Zeit in unbekannte Sphären tragen (MA XI 1, 532).

Goethe hat dieses auf die Antike zurückgehende Schema zu einem anthropologischen Entwurf weiterentwickelt, der seine Morphologie und Metamorphose gleichermaßen enthält. Bildung und Umbildung, oder wie er an seinen Sohn August am 31.03.1818 schreibt:

„Besonders will ich dir noch vermelden wie sehr es mich gefreut hat daß wir durch die großen Unworte so leicht und leidlich über den Augenblick hinaus kommen. Das Absolute, die moralische Weltordnung, Systole und Diastole! es braucht nicht viel mehr sich zu verständigen. Das nächste mal daß wir zusammen kommen muß ich dir noch einen Begriff vom Dämonischen geben, dann bedarf es nichts weiter. Eine Reihe orphischer Urworte die du nächstens in Stanzen aufgeklärt erhalten wirst sind nur Zugabe und Umschreibungen.“ (Grumach II 710)

In diesem Fortspinnen der antiken Fäden zu einer polaren Dynamik des Menschlichen geht er entschieden über den antiken Gedankenhorizont hinaus, und er war sich dessen sehr wohl bewusst; ein Überschreiten, welches das antike Muster durchscheinen lässt. An den Kölner Freund Sulpiz Boisserée schreibt er im Juli 1818:

„Daß meine Orphika bey Ihnen gut aufgehoben seyen wußte ich voraus. Wenn man das diffuse Alterthum wieder quintessenziirt, so gibt es alsobald einen herzerquickenden Becher, und wenn man die abgestorbenen Redensarten aus eigener Erfahrungs-Lebendigkeit wieder anfrischt, so geht es wie mit jenem getrockneten Fisch, den die jungen Leute in den Quell der Verjüngung tauchten und als er aufquoll, zappelte und davon schwamm, sich höchlich erfreuten das wahre Wasser gefunden zu haben.“ (Grumach II 710)

## VIII

So hat er aus den Orphika, den „orphischen Finsternissen“, wie er an Knebel schreibt (MA XI 1, 528), ein geradezu überzeitliches Menschenbild entstehen lassen, das in der Verbindung von einst und jetzt Gestalt gewann. Das gilt für die Metamorphose insgesamt. Blickt man lediglich auf die zunächst schlicht

anmutenden Übergangsgeschichten, wie sie Ovid bietet: Daphne zu Lorbeer, Procne zur Schwalbe, Philomela zur Nachtigall, Philemon und Baucis zur Eiche und zur Linde, – dann scheint der intellektuelle Abstand zwischen Goethe und seinen Vorlagen gewaltig. Aber der erste Eindruck täuscht. Denn Ovid bietet am Schluss seiner Metamorphosen ein anspruchsvolles philosophisches Lehrgedicht auf, in dem er den griechischen Philosophen Pythagoras zu Wort kommen lässt, der die Lehre von der Verwandlung als ein universelles kosmisches Prinzip vorträgt. Nach langem, eigenem Studium hat dieser, so Ovid, seinen Schülern folgende Weisheit zukommen lassen:

cumque animo et vigili perspexerat omnia cura  
in medium discenda dabat coetusque silentum  
dictaque mirantum magni primordia mundi  
et rerum causas et, quid natura, docebat  
quid deus, unde nives, quae fulminis esset origo (XV 65–69)

In der schönen Nachdichtung durch den Bremer Gymnasialdirektor Constantin Bulle, lauten die Verse folgendermaßen:

„Und was er so erforscht mit regem Geist  
Lehrt er die Schüler, deren stumme Runde  
Bewundernd lauscht, wenn er sie unterweist  
Vom Weltenursprung, von der Dinge Grunde  
Von dem Gesetz, nach dem die Sternwelt kreist  
Wenn von Natur und Gott er ihnen Kunde  
Vom Schnee, Erdbeben, Blitz und Donner bringt  
Und in die Tiefen dunkler Rätsel dringt.“ (Bulle 472)

Die Charakteristik des großen griechischen Philosophen enthält die zentrale Botschaft des Meisters an seine Schüler: Anfang und Bedingung der Welt, der Natur und des Göttlichen, Ursprung und Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen, die alle notwendig der Wandlung unterworfen sind:

Omnia mutantur, nihil interit, erat, et illinc  
Huc venit, hinc illuc...  
Nec manet ut fuerat nec formas servat eadem  
Sed tamen ipsa eadem est, animam sic semper eadem  
Esse, sed in varias doceo migrare figuras.

Alles wandelt sich, nichts vergeht, es schweift ein Geist  
Kommt hierhin und dorthin ...  
Und nichts bleibt wie es war, behält nicht die gleiche Form  
Sondern ist dennoch sich selbst;  
So ist auch die Seele immer die gleiche,



So lehre ich, die in verschiedenen Gestalten wandert.

(Ov. Met. XV, 165–172)

Dieses Gesetz der Wandlung ist allgemein, es gilt für den Kosmos, die Elemente, die Zeit, die tierischen und menschlichen Organe. Zusammenfassend heißt es bei Ovid:

„Nec species sua cuique manet rerumque nouatrix  
ex aliis alias reparat natura figuras  
nec perit in toto quicquam, mihi credite, mundo,  
sed uariat faciemque nouat nascique uocatur  
incipere esse alius, quam quod fuit ante, morique  
desinere illud idem.“

“Keinem Ding bleibt seine Erscheinung erhalten; und die ewig schöpferische Natur läßt immer neue Gestalten aus den anderen hervorgehen, und – glaubt mir – in der ganzen Welt geht nichts zugrunde, sondern es wandelt sich und erneuert sein Gesicht; und 'geboren werden' heißt 'beginnen, etwas anderes zu sein als vorher', und 'sterben' heißt 'aufhören, dasselbe zu sein.'“ (Ov. Met. XV 252–257, Döpp 121)

Ovids Metamorphosen artikulieren die pythagoräische Welterklärung auf ihre Weise, in der Auswahl, der zeitlichen Abfolge, der psychologischen Zeichnung der Personen; und nicht zuletzt in der politischen Wende als Schlusspunkt. Ihn markiert Caesars Apotheose und seine Aufnahme unter die Sterne, die auf den noch bedeutenderen Sohn und sein segensreiches Wirken verweist (XV 860):

Terra sub Augusto est, pater et rector uterque.

Die Erde ist Augustus untertan, er, der Vater und Lenker zugleich ist.

## IX

Somit haben die Metamorphosen ihr eigenes Profil, ihren eigenen dichterischen Rang und ihren eigenen Adressatenkreis im kaiserzeitlichen Rom. Das, was Goethe dem Ovid, was er vor allem der Pythagoraspassage verdankt, ist nicht wenig. Im Februar des Jahres 1829 verfasst der greise Dichter nach Gesprächen mit Eckermann eines seiner bedeutendsten Gedichte, das als „*Vermächtnis*“ in die Literaturgeschichte eingegangen ist. Es gibt konkrete Anlässe, die hier unberücksichtigt bleiben können, die aber den Dichter dazu brachten, eine Art Summe seines Denkens und Dichtens zu ziehen.

### Vermächtnis

Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!	Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,	Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Am Sein erhalte dich beglückt!	Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Das Sein ist ewig: denn Gesetze	Mit frischem Blick bemerke freudig,

Bewahren die lebend'gen Schätze,	Und wandle sicher wie geschmeidig
Aus welchen sich das All geschmückt.	Durch Auen reichbegabter Welt
Das Wahre war schon längst gefunden,	Genieße mäßig Füll und Segen,
Hat edle Geisterschaft verbunden;	Vernunft sei überall zugegen,
Das alte Wahre, faß' es an!	Wo Leben sich des Lebens freut.
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,	Dann ist Vergangenheit beständig,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,	Das Künftige voraus lebendig,
Und dem Geschwister wies die Bahn.	Der Augenblick ist Ewigkeit.
Sofort nun wende dich nach innen,	Und war es endlich dir gelungen,
Das Zentrum findest du da drinnen,	Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Woran kein Edler zweifeln mag.	Was fruchtbar ist, allein ist wahr;
Wirst keine Regel da vermissen:	Du prüfst das allgemeine Walten,
Denn das selbständige Gewissen	Es wird nach seiner Weise schalten,
Ist Sonne deinem Sittentag.	Geselle dich zur kleinsten Schar.

Und wie von alters her im stillen  
 Ein Liebewerk nach eigenem Willen  
 Der Philosoph, der Dichter schuf,  
 So wirst du schönste Gunst erzielen:  
 Denn edlen Seelen vorzufühlen  
 Ist wünschenswertester Beruf.

Das Gedicht hat den Charakter eines poetischen Lehrstückes und will keine wissenschaftliche Abhandlung sein. Die poetischen Bilder in ihrer definitiven Unbestimmtheit besitzen ihre Faszination gerade darin, dass sie der Leser, der Zuhörer, nach eigenem Empfinden mit Anschauung und Leben füllen kann. Deshalb nur wenige Bemerkungen, um den Gedankengang für uns verständlich zu machen:

Bestand und Wandel, die nach ewigen Gesetzen das All durchwalten – Hier nimmt er den pythagoräischen Gedanken aus Ovid auf, die uralte, den Kosmos betreffende Weisheit, seine Ästhetik, an die sich der Mensch *beglückt* halten soll. Die Einsicht ist freilich, so Goethe, nur Wenigen: der edlen Geisterschar, zugänglich. Der esoterische Ton wird am Schluss des Gedichtes noch einmal aufgenommen:

„Geselle Dich zur kleinsten Schar“.

Dem profanen vulgus, „der Menge, welche gleich verhöhnet“, bleibt die Weltweisheit notwendigerweise verschlossen.

Beim Weisen, welcher der Sonne und dem Planeten die Umlaufbahnen zuwies, mag man an den göttlichen Schöpfer, an Kopernikus (so die Kommentare) denken, möglicherweise aber auch an Pythagoras, der im Lauf der Gestirne bereits Gesetzmäßigkeiten erkannte. Den Weg vom Makro- zum Mikrokosmos beschrei-

tet Goethe sodann mit der kantischen Idee: Vom bestirnten Himmel zum moralischen Gesetz im menschlichen Inneren. Dabei ist die Betonung des *selbständigen* Gewissens durchaus nicht nebensächlich: Es gilt die freie sittliche Erkenntnis des Einzelnen, kein vorgeschriebenes Sittengesetz, dem man sich zu beugen habe.

Die sinnliche erfahrbare Welt, die Aneignung der Natur mit Herz und Verstand – Goethe wird nicht müde, diese seine Grundanschauung in immer neuen Wendungen vorzutragen. Und es ist eine Aneignung, die Freude und Genuss mit Maßen einschließt. Man darf durchaus an die epikuräische Hedoné erinnern, die von der trivialen Genussucht, wie man sie später den Epikuräern unterstellt hat, weit entfernt ist und eine tief empfundene geistige Glückseligkeit, eine psychische Erweiterung durch irdische Güter meint. In einer derart reflektierten Lebensfreude ist das „Aufgehen in die Gegenwärtigkeit des sich Wohlbefindens“, wie man die Lust nach Platons Philebus definieren kann, eingebunden in einen Zeithorizont, der Vergangenheit und Zukunft einschließt.

Der Dichter formuliert eine Altersweisheit, wenn er als Wahrheitskriterium die Fruchtbarkeit, die Wirksamkeit der Phänomene ausmacht. Und aus der Tatsache, dass die Welt so läuft, wie sie es will, das allgemeines Walten sich nicht nach dem menschlichen (oder auch göttlichen) Wollen richtet, folgt ein demütiges sich Fügen in den kosmischen Gesamtplan.

Angesichts dieses Weltentwurfes lautet die Aufgabe des Dichters und Denkers über alle Zeiten hinweg: Das im eigenen Umkreis Erkannte und Erarbeitete „edlen Seelen“ mitzuteilen, Goethe sagt in einem gewagten Bild: vorzufühlen. Dahinter mag man eine ganze Dichtungs- und Rezeptionstheorie entdecken. Dichter und Philosoph bringen auf den poetischen und philosophischen Begriff, was in den „edlen Seelen“ schlummert, gleichsam als Sprachrohr nicht des Allgemeinen schlechthin, sondern des Edlen, was nicht nur eine esoterische, sondern nicht minder eine qualitative und moralische Dimension meint.

## X

Mit Goethes Vermächtnis, einer der „knappest Formeln“ für Goethes Weltbild (so F. Gundolf) sind wir wieder im Jahr 1829 angekommen, das Jahr, in welches seine Wiederaufnahme der „Metamorphose der Pflanzen“ und seine Versuche am Weinstock in Dornburg fallen. Davon waren wir ausgegangen.

Man solle freilich, wie man warnend gemeint hat, dem späten Gedicht nicht Goethes gesamtes Welt- und Menschenbild aufbürden und sich freimachen von dem „ideologischen“ Ballast, mit dem nachgeborene Interpreten das Gedicht befrachtet haben (Geulen). Dieser Vorbehalt ist beherzigenswert; aber das Ge-

dicht thematisiert doch konzentriert die Gebiete, die für sein Schaffen zentral sind und die hier zumindest angesprochen werden konnten.

Wir fassen in 4 Punkten zusammen:

1. Goethes naturwissenschaftliches Werk, seine kosmologischen, mineralogischen, meteorologischen und botanisch-anatomischen Studien sind Teil seiner weitgespannten Persönlichkeit und gehören genuin in sein poetisches Schaffen hinein.
2. Dabei ist überall eine spezifische *Hermeneutik*, eine Findekunst, greifbar, die vom sinnlichen Eindruck zu einem Grundtypus vorzustößen sucht: Das Urtier, die Urpflanze, das Urphänomen als regulative Idee der konkreten Erscheinungen postulierend. Da darf man durchaus an Platon denken, auch an die späteren Bemühungen in der Geschichte und Soziologie, begrifflich einen Typus zu konturieren.
3. Als Leitlinien dienen in diesem unablässigen Suchen die Begriffe Morphologie und Metamorphose, Bildung und Umbildung, Grundmuster und Verwandlung, die als universelle Prägungen auch für den Menschen als Natur- und Kulturwesen gelten.
4. Auf all diesen Feldern leisten die antiken Denker und Dichter Mäeutikdienste, Einsichten, die weiterentwickelt und in einen größeren Weltzusammenhang gestellt werden. Wir rufen als zentrale Bezugsgrößen ins Gedächtnis: Die Verschränkung von Makro- und Mikrokosmos, von Morphé und Metamorphose, die „Hieroi Logoi“ der Orphika.

„Das alte Wahre, fass’ es an“ heißt es im „Vermächtnis“, die Weisheit der Alten, die entdeckt und neu bedacht werden will. Die Griechen haben an den Beginn der Welterkenntnis das Erstaunen, das *thaumazein* gesetzt, und auch hierin bekennt sich der Dichter als Schüler der Hellenen.

Freudig war, vor vielen Jahren,  
 Eifrig so der Geist bestrebt,  
 Zu erforschen, zu erfahren,  
 Wie Natur im Schaffen lebt.  
 Und es ist das ewig Eine,  
 Das sich vielfach offenbart;  
 Klein das Große, groß das Kleine,  
 Alles nach der eignen Art.  
 Immer wechselnd, fest sich haltend,  
 Nah und fern und fern und nah;  
 So gestaltend, umgestaltend.  
 Zum Erstaunen bin ich da.  
 (MA, XII, 195, Magnus 127)

Staunen – schauen – begreifen, dies sind Erkenntniswege, die nahe ans Göttliche, ans kaum Nennbare heranführen, wie das Schauen, die Eoptie, die letzte und höchste Wahrnehmung des Mysten in den Mysterien meint. Es gehört zur Größe Goethes, zu seiner durchaus nüchternen, ja vielleicht darf man sagen: saekularen, weltzugewandten Naturauffassung, dass er den religiösen Weg nicht weiter geht.

Die Offenbarung des Göttlichen, nicht: des Gottes, beschreibt begrifflich und sachlich die äußerste Grenze, die sich Goethe erlaubt, wenn er von den letzten Dingen redet. Und deshalb scheint der Versuch unangebracht, das Schweigen Goethes in eine negative Theologie im Stile Karl Barths umzudeuten und im Schweigen, den Abdruck Gottes entdecken zu wollen. Dies unternimmt der Theologe Peter Hofmann in seiner voluminösen Untersuchung „Goethes Theologie“ (2001), dem der Ehrenpräsident der Goethe-Gesellschaft Werner Keller ein freundliches Vorwort beigesteuert hat.

Man muss Goethe aus derartigen theologischen Banden, die darauf hinauslaufen, ihn religiös einzugemeinden, herauslösen und es bei der Unnennbarkeit der letzten Dinge als ultimative Auskunft belassen. So wird man, wie mir scheint, seinem naturwissenschaftlichen Suchen am ehesten gerecht. Auf diese Weise erweist er sich als Humanist und als Vermittler von einer Spannbreite und Tiefe, wie es sie vorher und nachher nicht mehr gegeben hat.

### Bibliographie

Der Aufsatz gibt den Kern eines Vortrags wieder, den ich vor der WBG am 11.03.2011, daneben vor den Goethe-Gesellschaften in Bremen (2010) und Aachen (2012) gehalten habe. Die spärlichen bibliographischen Verweise dienen der Nachprüfung und der Vertiefung des Themas.

Zitiert werden Goethes Schriften nach Richter, Karl u.a., Hgg., *Johann Wolfgang Goethe, sämtliche Werke nach Epochen seiner Schriften I–XXI*, München, TB 2006 (zitiert als Münchener Ausgabe, MA).

Dazu die umfänglichen Informationen und Literaturangaben in: Witte, B., u.a., Hgg., *Goethe-Handbuch I–IV*, Suppl. I–III, Stuttgart-Weimar 1996–2011; darin: *Schriften zur Naturwissenschaft, Handbuch III*, 1997, 655ff.; 719ff. zur Farbenlehre (M. Basfeld); 744ff. zur Morphologie (J. Neubauer); zur Metamorphose *Handbuch VI 2*, 1998, 700ff. (H.J. Becker); ergänzend zur Morphologie Th. Ballauff, *Hist. WB Phil.* 6, 1984, 200ff. s.v. Der Gefahr, dass seine Morphologie als eine spezifisch deutsche Gestaltlehre missbraucht wurde, ist Goethe nicht entgangen, vgl. Troll, W., *Goethes morphologischer Auftrag*, Tübingen 1950. Zum Gedicht Vermächtnis *Handbuch I*, 1996, 501ff. (H. Geulen).

Magnus R., *Goethe als Naturforscher*, Leipzig 1906. Krätz, O., *Goethe und die Naturwissenschaften*, München, 1992.

Zu L. Howard (1772–1864) und seiner Wolkenlehre Wilpert, Gero von, *Goethe-Lexikon*, Stuttgart 1998, 490f. und 698f. (zur Meterologie).

Hofmann, P., *Goethes Theologie*, Paderborn 2001.

Zu Ovids Metamorphosen Döpp, S., *Werke Ovids*, München 1992, 117ff. (Lit.); Scharold, J., *DNP XV I*, 2001, 395ff. s.v. Metamorphose. Bulle, C., *Ovids Verwandlungen*, Bremen 1898; Krupp, J., *Distanz und Bedeutung, Ovids Metamorphosen und die Frage der Ironie*, Heidelberg 2009. Zu Pythagoras: Riedweg, Ch., *DNP X*, 2001, 648ff. s.v. Grumach, E., *Goethe und die Antike I–II*, Berlin 1949. Höffe, O., Hg., *Aristoteles Lexikon*, Stuttgart 2005.